

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 15

Artikel: Anekdoten aus den "Erinnerungen"
Autor: Schmid, Christoph von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu Zeit deine vom Markterlös heimgebrachten kleinen Münzen, die Fünfer, unter uns vier Enkel zu verteilen: immer einen dem Bruder, einen mir, einen dem Cousin, einen der Cousine,

schön der Reihe, das heißt dem Alter nach. Ahn-
test du wohl damals schon, daß diese „Sehlinge“
einst zum Notpfennig eines deiner Enkelkinder
werden könnten? Bertha Mantel.

Es Maichäferjahr.

Sür hä=mer es Maichäferjahr.
Sie sönd scho a eis fäße,
Uf jeder Straß,
U jedem Rai,
Maichäfer gid's
Wie Heu, wie Heu,
Es ruscht in allne-n-Effe.

Und jede wott sis Pfämnet ha.
Do wird nüd lang erst gfröget.
Uf jedem Baum,
Uf jedem Blatt,
Wie das nüd an es
Snage gahd,
So viel s' nu chönd und möged!

Gid's ächt ä es Herzhäferjahr?
Es dunkt mi, 's seig ä grate!
Uf jeder Straß,
U jedem Rai,
Herzhäfer häd's
Wie Heu, wie Heu,
Lueg nu echli am Schattel!

Do wisperet's, do zwisperet's,
Do wird nüd lang erst gfröget.
Bi jedem Baum
Wer chund? Wer stahd?
Wie das nüd an es
Schmühle gahd,
So vil s' nu chönd und möged!

Ernst Eschmann.

Anekdoten aus den „Erinnerungen“.

Von Christoph von Schmid.

Von einem guten, alten Lehrer,
von zweien Prügelknaben und
deren Schülerstreichen.

Den ersten Unterricht erhielten wir von Pa-
ter Adrian in dem Kloster der Karmeliten zu
Dinkelsbühl. Er war mit uns verwandt und
gab uns aus besonderer Gefälligkeit täglich
einige Stunden. Man hielt ihn für sehr gelehrt;
er war auch Organist der Klosterkirche und hatte
seine Stärke vorzüglich in Fugen. Seine Hand-
schrift war überaus schön und zierlich. Die latei-
nische Sprache hatte er vollkommen inne und
machte sogar lateinische Verse, die mein Vater
sehr lobte.

Allein von seiner Methode, zu unterrichten,
läßt sich nicht so viel Rühmliches sagen. Er hielt
sich an die herkömmliche damals noch herrschende
Schlagmethode. Für alle und jede Sprachfehler,
die er Böcke nannte, gab er uns mit einem
Haselstocke zwei derbe Schläge auf die Hand,
Lagen genannt. Da wir aus Angstlichkeit und
aus Furcht vor der Strafe noch mehr Fehler
machten, als wir sonst wohl gemacht hätten,
so kam er auf den Einfall, nach Art der Türken
uns auf die Fußsohlen zu schlagen. Allein da
er bei all seiner Gelehrsamkeit auf Dinge des
gewöhnlichen alltäglichen Lebens sich wenig ver-

stand, so befahl er uns nicht, die Stiefel auszu-
ziehen, und die dicken Sohlen machten, daß wir
von den Streichen gar keinen Schmerz emp-
fanden.

Wir schrien aber so jämmerlich, als wären
uns diese Schläge höchst schmerzlich. „Aha“,
sagte er, „nun komme ich euch einmal recht auf
das Leben; nun wird es besser gehen.“

Ein anderes Mal befahl er, jeder von uns
solle einen der zwei Strohkränze, die er in Be-
reitschaft hatte, aufsetzen und so nach Hause
gehen. Wir setzten die Strohkränze auf, zogen
aber, ehe wir aus der Klosterpforte traten, un-
sere Pelzmützen darüber und schoben jeden her-
vorstehenden Strohalm unter die Mütze, damit
man nichts davon sehe. Es tat uns sehr leid,
daß wir, wenn uns ein Herr oder eine Frau
begegnete, die Mütze nicht abnehmen konnten
— wir bückten uns aber sehr tief. Als wir wie-
der in die Lehrstunde kamen, rief er uns sehr
aufgebracht zu: „Warum habt ihr die Stroh-
kränze nicht aufbehalten?“ — Wir sagten, daß
wir sie aufgehakt hatten. „Nein!“ schrie er, „ich
sah aus dem Fenster euch nach; ihr habt nur
eure Pelzkappen aufgehakt.“ Wir sagten, daß
wir die Strohkränze aufgehakt hatten, aber die

Belzmützen darüber. Was wir aus Schlaueit, um dem Gebote auszuweichen, getan hatten, schrieb er unserer Dummheit zu. „Ihr dummen Buben“, sagte er, „so habe ich es nicht gemeint. Ihr habt mich nicht recht verstanden. Ich muß also Nachsicht mit euch haben.“ Wir kamen ohne weitere Strafe davon.

Obwohl er als lateinischer Sprachlehrer uns — ich darf wohl sagen — grausam behandelte, so hatten wir doch keinen Haß gegen ihn. Er hatte uns ja so oft beteuert, dies müsse nun einmal so sein; anders sei diese Sprache in die Knabenköpfe nicht hineinzubringen. Er selbst sei wohl noch viel schärfer gezüchtigt worden — und wir glaubten es ihm. Da er überdies bei andern Gegenständen die strenge Schlagmethode ganz bei Seite setzte, sich besonders bei dem Religionsunterrichte nie seines Steckens, von ihm *Vaculus* genannt, bediente, da er, wenn er mit uns zufrieden war, uns oft beschenkte, so liebten wir ihn dennoch. Ja, seine Frömmigkeit machte ihn uns ehrwürdig. Als einmal in der Stadt ein Haus abbrannte, sagte er: „Ein so großes Unglück dieses ist — so ist die kleinste Sünde doch ein viel größeres Übel!“ —

Den Winter über hatte Vater Adrian gewöhnlich eine Meise in seiner Zelle.

Eines Tages sagte er uns, er habe jetzt ein Geschäft bei dem Vater Prior; wir sollten einstweilen die lateinische Stelle, die er uns vorlegte, in die deutsche Sprache übersetzen. Wir waren mit der Aufgabe bald fertig und ergötzten uns nun an dem Vogel, der aus einer Walnuß, die an einem Faden aufgehängt war, den Kern herauszupicken suchte und dabei allerlei lustige Stellungen einnahm. Vater Adrian hatte die Nuß nur aufgehängt, um uns Freude zu machen.

Auf seinem Schreibtisch stand ein zierliches Wasserkrüglein von Porzellan mit einem zinnernen Deckel. Da kam uns der allerdings sehr kindische Einfall, die Meise in das Krüglein zu sperren, um zu sehen, ob sie den Deckel auflüpfen und herauskommen könnte. Wir gossen das Wasser aus und sperrten den Vogel hinein. Indem wir nun aufpaßten, was das Vöglein machen werde, da trat plötzlich der Herr Vater in das Zimmer und setzte sich an das Pult, auf dem unsere Arbeiten lagen. Indem er nun die Augen beständig auf das Blatt richtete, langte er nach dem Krüglein, näherte es dem Munde und öffnete es. Da flog plötzlich das Vöglein schwirrend heraus und ihm in das Gesicht. Er

ließ vor Schrecken das Krüglein fallen, daß es zerbrach und rief: „Was war das?“

„Oh“, sagte mein Bruder, „Gott sei bei uns! Etwas Rohlschwarzes mit einem ziemlich langen Schweif!“

Vater Adrian, der vieles in Legenden von Ordensmännern gelesen, die es in der Heiligkeit weit gebracht hatten und denen deshalb der böse Feind nachstellte, schien beinahe meinem Bruder zu glauben. Er fragte mich, was ich gesehen.

Ich erzählte aufrichtig den ganzen Hergang der Sache.

Er hatte wegen unserer Einfalt Nachsicht mit uns und strafte uns wegen des Vorgefallenen nicht. Mich belobte er wegen meiner Aufrichtigkeit, meinen Bruder aber verurteilte er wegen der Lüge, anstatt des zerbrochenen Krügleins ein neues zu kaufen und ihm zu bringen.

Mein Vater machte über die lächerliche Begebenheit die Bemerkung: „Wenn du der Lüge deines Bruders, mit der er euch aus der Verlegenheit helfen wollte, beige stimmt hättest, so wäre es wohl möglich gewesen, daß der Vater euch geglaubt hätte. Und so“, sagte er, „sind wohl schon manche abenteuerliche Erzählungen in Umlauf gekommen.“

Ein Beispiel für Lottospieler.

Mein Vater hatte gehört, daß ein Bauer in der Lotterie setze. Um ihm nun anschaulich zu machen, daß dies unklug sei, sagte er zu ihm: „Wenn draußen im Schloßhofe neunzig Schafe wären, und darunter nur ein einziges schwarzes, und man spräche zu euch: wenn ihr zwei oder drei Groschen bezahlt, so soll euch erlaubt sein, mit verbundenen Augen von den neunzig Schafen das schwarze herauszufangen, und wenn es euch glückte, das schwarze zu erfassen, so soll es dann euch gehören — würdet ihr den Handel eingehen?“

„Nein“, sagte der Bauer, „wie könnte ich blindlings gerade das schwarze Schaf ertappen? Ich bekäme also das Schaf nicht und meine Groschen wären verloren.“

„Seht“, sprach nun mein Vater, „so ist es mit den neunzig Losen der Lotterie, unter denen nur ein Treffer ist. Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Gans auf dem Dache.“

Von einem Bettler, der Konzeptionen machte.

Damals kam mir ein merkwürdiger Mann vor, dessen ich mich noch erinnere, ein Bettler, der nahe bei Ellwangen gewöhnlich an der

Straße saß und dafür bekannt war, daß er nie ein größeres Almosen annahm als einen kupfernen Kreuzer.

Ein junger Baron aus Ellwangen, der mit einem fremden Grafen seines Alters spazieren ging, zeigte ihm den Bettler von der Ferne und erzählte ihm dieses. Der Graf wollte das nicht glauben, sagte jedoch: „Auf dein Wort hin will ich es einmal versuchen“ — und warf dem Armen einen großen Taler in den hingehaltenen Hut.

Der Bettler besah den Taler bedenklich, drohte dem freigebigen jungen Herrn mit dem Zeigefinger und sagte: „Herrlein, Herrlein, diesmal will ich dieses große Almosen annehmen, kommt mir aber nicht mehr so!“

Der Herr Graf wurde ausgelacht und getadelt, daß er den armen Mann einer zu großen Versuchung ausgesetzt habe. Der Bettler aber verlor am Ruhm seiner Genügsamkeit und Bescheidenheit. Man sagte: kleine Versuchungen konnte er überwinden, einer größeren unterlag er. Eine Tugend, die noch nicht alle Versuchungen besiegt hat, ist noch nicht feuerfest.

Herr Ruf, der Pfarrer von Lustenau, macht einen Witz, der — wie wir heut beurteilen können — ein gutes Jahrhundert überdauert hat.

Einmal als wir uns abends zu Tische gesetzt hatten, kam noch ein Klosterbruder aus Dinkelsbühl. Der Pfarrer hieß ihn Platz nehmen und fragte ihn: „Woher kommen Sie denn so spät, Herr Frater?“

„Von einem Dorfe zwei Stunden von hier,“ antwortete er; „es fällt mir jetzt nicht ein, wie es heißt, das Dorf, es liegt mir aber auf der Zunge — auf der Zunge liegt mir das Dorf!“

„So strecke einmal die Zunge heraus“, sagte der Pfarrer, „vielleicht kenn ich's am Kirchthurm.“

Ein anderer kräftigerer Pfarrerwitz, handelt von Lutheranischen und Katholischen.

Eines Tages kam Pfarrer Ruf wieder einmal in das Gastzimmer des Posthauses zu Dinkelsbühl. Mehrere Rathsherrn und angesehenen Bürger waren bei einem Glase Wein versammelt.

Ein evangelischer Kaufmann unter diesen nannte seinen Hund „Papst“. „Papst, Papst!“ rief er laut, „komm her, da hast du Brot!“

Die Katholischen unter den Anwesenden sag-

ten zu dem Pfarrer Ruf: „Haben Sie das gehört, Herr Pfarrer?“

„O jawohl,“ sagte der Pfarrer.

„Ja, leiden Sie dieses?“ sagten sie; „haben Sie nichts dagegen einzuwenden?“

„Nicht das geringste,“ sprach er.

„Das ist uns unbegreiflich,“ sagten die Katholiken.

„Das ist leicht zu begreifen,“ sprach Ruf.

„Wir Katholischen haben schon unseren Papst zu Rom. Wenn der Herr meint, der Papst hier am Ofen sei für seine Kirche gut genug, was geht das uns an?“

Ein Witz, der etwas älter sein dürfte als Christoph v. Schmid.

Unter andern Studenten kam gar oft ein Italiener in das Haus, der sich in Dillingen aufhielt, die deutsche Sprache zu erlernen.

Einmal hatten die Studierenden einen Ausflug in die benachbarte Stadt vor. Drei von ihnen hatten einen vierseitigen Wagen bestellt, und sie bedauerten, daß der Italiener den vierten Sitz, den sie ihm aufgespart, nicht einnehmen könne, weil er schon ein Reitpferd gemietet habe. Er aber sagte: das habe nichts zu sagen — er wolle gleich machen, daß der Pferdeeigentümer selbst die Miete ihm aufkünde.

Er wohnte in dem Haus eines Schneiders und nahm einen Ellenstab unter den Arm. „Sie werden ihn doch nicht schlagen wollen?“ riefen die Studenten. — „Warum nicht gar“, sagte er lachend, ging in den Stall und fing an, die Lände des Pferdes zu messen.

Der Herr des Pferdes fragte, was das heißen solle.

Er antwortete, er habe im Sinne, ein kleines Köfferlein hinten aufzupacken und wolle bloß sehen, ob dazu auf dem Pferde genug Raum sei. Der Pferdeverleiher ward sehr aufgebracht, sagte ihm den Vertrag auf und jagte ihn aus dem Stalle hinaus.

Die Stadt Mindelheim empfängt den Kurfürsten.

Der Kurfürst kam wieder einmal nach Mindelheim.

Die Magistratsräte kamen in Verlegenheit, wer bei der Aufwartung die Anrede halten solle. Es gereicht keinem zur Unehre, sondern zur Ehre, daß er aus Ehrfurcht vor einem so großen Fürsten nicht zu sprechen wagt; man kann das von einem schlichten Bürgermann auch nicht verlangen.

In der Stadt aber befand sich ein Metzger, der überaus beredt und auch sehr witzig war. Sie ersuchten ihn, die Anrede zu halten und erschienen in ihren schwarzen Mänteln, der Metzger aber in seiner Metzgertracht.

Der Fürst bezeugte sein Wohlgefallen an der schönen Rede und fragte ihn, wer er sei.

Er sagte: „Ich bin ein Metzger. „Und wer sind diese?“ fragte der Fürst.

„Diese“, sagte der Metzger, „sind meine Ochsen.“

Vom heiligen Blasius und von einem kleinen Pfarrer.

Ein etwas bejahrter Pfarrer wurde auf eine einträglichere Pfarrei befördert. Er lud drei Pfarrer ein, die man für die verständigsten des Landkapitels hielt, um sich mit ihnen über pfarrliche Angelegenheiten zu beraten.

Die Blasiusbruderschaft, sagte er, liege ihm zu sehr am Herzen. Da es gerade in diesem Jahre hundert Jahre werde, daß sie errichtet worden, so lasse sich das Fest der Wiederherstellung unmöglich verschieben. Er habe im Sinne, vor der Kirchentüre eine Ehrenpforte aufzurichten zu lassen mit der Aufschrift hoch oben: hundertjähriges Jubiläum der in diesem Jahre erneuerten Bruderschaft des heiligen Blasius. Es sollte da zu Ehren des heiligen Blasius vom Blasen ein Wort angebracht werden. „Ich weiß aber“, sagte er, „dieses, so sehr ich darüber schon nachdachte, nicht zu machen. Deswegen eigentlich habe ich meine Herrn Confratres hierher bemühen wollen, mir zu raten und aus der Not zu helfen.“

Der Pfarrer Kerler von Dürrelewang erwiderte im Scherze, auf den einen Schild, da könne man etwa einen durchlöcherten und zusammengebrückten Dudelsack malen und darunter schreiben: „Exspiravi: ich habe aufgehört zu blasen.“ Auf den andern Schild könnte man einen dicken Herrn im schwarzen Rocke malen mit der Unterschrift: „Inflavi: ich habe ihn wieder aufgeblasen.“

Diesen Scherz nahm der Wiederhersteller der Bruderschaft für vollen Ernst. Er fand den Einfall ganz vortrefflich und ließ — wer hätte das gedacht — Sinnbilder malen und die Inschriften lateinisch und deutsch so zierlich als

möglich an den Säulen aufhängen und so öffentlich zur Schau stellen.

Die Nachricht wurde — ich weiß nicht, durch wen — an eine damals zu Freiburg i. Br. herausgegebene Zeitschrift „der Freimütige“ eingesandt und gedruckt. Sonst hätte ich vielleicht dieser Anekdote nicht erwähnt.

Wie zwei Studenten eine Rehgaß schießen, was des Stadthjägers Hunde dazu tun, und was endlich der Stadthäger dazu zu sagen weiß. Ein Geschichtchen, das heute noch dann und wann aufgewärmt wird.

Die Jagd war damals ein beliebtes Vergnügen, dem die geistlichen und weltlichen Herrn der Umgegend gerne nachgingen. Auch Pfarrer Kerler liebte sie sehr. Einmal wurde er von dem nächsten Jäger ersucht, einen Rehbock zu schießen. Er ging ein paarmal in den Wald, konnte jedoch keinen auffinden. Da er aber eben eine Festpredigt, zu der er eingeladen war, machen mußte, nahm er sich keine Zeit mehr dazu und gestattete zwei Studenten, seinen Neffen, den Bock zu schießen.

Laut jubelnd kamen sie mit dem Wildbret zurück — allein es war eine Rehgaß.

Der Pfarrer war darüber höchst unwillig und sprach, sie sollten das Wild aus dem Hause schaffen; kein Bissen davon dürfe auf seinen Tisch kommen. Die Studenten packten das Reh in einen Koffer und machten darauf die Adresse von einem Anverwandten, der ein paar Stunden entfernt wohnte. Sie gedachten, er werde das Geschenk gerne annehmen und ihnen so aus der Not helfen.

Als sie mit dem Koffer auf einem Schiebkarren bei Mindelheim an dem Stadttor vorüberfuhren, kam eben der Stadthäger heraus. Seine Hunde liefen auf den Koffer zu, rochen daran und fingen an zu bellen.

Die Studenten hatten einen Todeserschrecken.

Der Jäger aber sprach: „Sehen Sie, meine Herren, was für treffliche Hunde ich habe. Das alte Koffer ist mit Rehhaut überzogen; man sieht aber nur mehr wenige Härlein davon. Dennoch rochen die Hunde davon. Ja, das muß wahr sein, ich wettete darauf: weit und breit gibt es keine besseren Jagdhunde ...“